

Nr. 237 Bromberg, den 15. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(14. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Wie das gekommen war, hätte Glaßpoole selbst kaum anzugeben vermocht. Er freute sich jedoch, daß er in Birchester wenigstens einen Freund gefunden hatte. Herr August Chaffing war von Anfang an die Liebenswürdigkeit selbst gewesen. Er half Glaßpoole, wo immer er nur konnte, und war voll zartester Aufmerksamkeit gegen dessen Familie. Als Gegenleistung verlangte er herzlich wenig: nur daß man sein Interesse für den neuen Besitzer von Dene-Park befriedigte. Dieses Interesse erklärte er einmal in folgender Weise:

„Ihr Prinzipal, Mr. Glaßpoole, ist heute bereits einer der bedeutendsten Männer Englands, und daß man neugierig ist, zu sehen und zu hören, was er tut und wie er sich gibt, ist begreiflich. Mich interessiert er besonders als Selfmademan. Auch ich bin einer."

Danach deutete er zart an, was ihn am Tun des neuen Besitzers besonders interessierte.

„Da ist zum Beispiel seine Handlungsweise Ihnen gegenüber. Soviel ich Ihren Reden entnommen habe, lieber Glaßpoole, befanden Sie sich bis vor kurzem in nicht sonderlich günstigen Umständen."

Glaßpoole nickte trübselig mit dem Kopf: „In den tiefsten Tiefen."

„Und daraus hat er, ein völlig Fremder, Ihnen geholfen? Die Sache ist höchst merkwürdig. Hatten Sie Vermögen oder verdienen Sie hier eins?"

Diese Fragen waren mit jener herzlichen Anteilnahme geäußert worden, die Mr. Chaffings Wißbegierde stets kennzeichnete. Der andere sah ihn verständnislos an.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich weiß, mein lieber Glaßpoole, daß es taktlos von mir ist, an alte Zeiten zu rühren, aber Sie können stolz darauf sein, wie Sie die — sagen wir — kleinen Fehler von früher wieder gutmachen. Der alte Maxwell hat, wie ich hörte, kürzlich einen Scheck auf neuntausend Pfund erhalten, obwohl er kaum fünftausend durch Sie eingebüßt hat. Kein Wunder, daß er jetzt vor Freude fast den Kopf verloren hat."

„Das Geld stammt nicht von mir."

„Tatsächlich? Aber von wem sonst, frage ich Sie? Und der Fall steht nicht einzig da. Auch andere Ihrer früheren Klienten sind jetzt wieder zu ihrem Gelde gekommen, mit Zins und Zinseszins. Ist es möglich, daß Smithers dies getan hat?"

„Es tut mir leid, Mr. Chaffing, aber darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben."

„Verschiedene behaupten, das Geld sei von ihm, aber das wäre mir unverständlich. Wie käme er dazu, all das für Sie zu tun? Man verschenkt doch nicht so große Summen, wenn man nicht triftige Gründe hat."

Mr. Chaffing versuchte es mit weiteren Anspielungen, riet hin und her, machte dunkle Andeutungen, aber in diesem einen Punkt blieb Glaßpoole einsilbig. Er ahnte es nicht, aber der kleine dicke Mann war Zornestränen nahe.

Im übrigen ließ die Mitteilsamkeit des neuen Verwalters nichts zu wünschen übrig. Er gestattete seinem Freund nicht nur Zutritt zu dem Park, sondern auch zu dem Hause. Das Letzte hauptsächlich, weil Chaffing ein so lebhaftes Interesse für alte Möbel zeigte. Dieser war auch fast ständig in Dene-Park, aber niemals, wenn Miß Foster oder Mr. Rodway anwesend waren — außer an einem Tage.

Es war der 23. Dezember, am folgenden Tage wurde das neuvermählte Paar in Dene-Park erwartet. Alles war für ihren Empfang bereit. Mr. Chaffing kam aus Birchester in seinem Wägelchen, anscheinend lediglich in der Absicht, das Haus nach Fertigstellung noch einmal zu besichtigen.

„In einem Heim wie diesem muß man sich wohlfühlen, Glaßpoole", sagte er mehr als einmal bewundernd.

„Das werden die beiden auch."

Chaffing zeigte Neigung, länger zu bleiben, worüber Glaßpoole nervös wurde. Er stand mit Chaffing in der Halle, wo er der Haushälterin und dem Butler noch einige Anweisungen gab, als plötzlich die Eingangstür aufgerissen wurde und jemand fragte:

„Ist Frau Smithers zu Hause?"

„Ich glaube, sie wird morgen erwartet", erwiderte Chaffing, als Glaßpoole vor Staunen nicht gleich Worte fand.

„Sind Sie der — der —"

Der Fremde stockte, wie im Zweifel über das Wort, das er gebrauchen sollte. Chaffing, der erriet, was der andere meinte, deutete auf seinen Freund.

„Dies ist Herr Glaßpoole, der Verwalter."

„Also Sie sind der gewisse Glaßpoole?"

Nicht allein waren diese Worte eigenartig, auch der Ton, in dem sie gesprochen wurden, war barsch und beleidigend. Der Verwalter zuckte zusammen wie unter einem Schlag, und trat scheu einige Schritte zurück. Als der Fremde die Wirkung seiner Worte bemerkte, bemühte er sich, sie noch zu verstärken.

„Ich weiß, wer sie sind, Glaßpole, kenne Ihre ganze Geschichte. Bemühen Sie sich daher nicht, mir gegenüber eine Respektsperson herauszukehren. Ich bin der Bruder von Frau Smithers, mein Name ist Ludlow." Chaffing spitzte die Ohren, als er dies hörte. Die Aufmerksamkeit, mit der er den Fremden betrachtete, wurde noch gespannter. „Sehen Sie zu, daß Zimmer für mich in Bereitschaft gesetzt werden, bis meine Schwester kommt; für mich und — diesen Mann hier."

Abermals schien er unschlüssig über das zu gebrauchende Wort zu sein. Der so bezeichnete Mann, der sich bisher bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, kam auf einen Wink des Sprechers hervor. Er bot einen seltsamen Anblick. Seine Kleidung bestand aus einem nagelneuen Anzug, der trotz schlechten Sitzes wie ein ungewohntes Festtagsgewand auf der nachlässigen Gestalt des Besitzers aussah. Dieser schien sich nicht recht wohl darin zu fühlen, ebensowenig wie unter dem Interesse, das er offenbar bei

Mr. Chaffing erregte. Der Verwalter betrachtete die Neuankömmlinge mit unverhohlener Sorge.

„Es tut mir leid, Mr. Ludlow", sagte er, „ich habe keine Anweisungen, Sie hier aufzunehmen."

„Sie haben eine Anweisung von mir, und das genügt. Übrigens brauche ich Sie nicht, in dem Hause meiner Schwester erteile ich meine Befehle selbst."

Während Glaßpoole bestürzt und sprachlos dastand, kam jemand in die Halle, Miß Foster. Der Verwalter bewillkommnete ihr Erscheinen mit offenkundiger Erleichterung, während sie ihrerseits neugierig um sich blickte.

„Guten Tag, Mr. Glaßpoole — wer sind diese — diese Herren?"

„Der eine sagt, er sei Mr. Ludlow, der Bruder von Mrs. Smithers."

„So, so, Sie sind also Mr. Ludlow. Darf ich fragen, was Sie hier suchen?"

Ludlow erwiderte den etwas hochmütigen Blick der jungen Dame mit eisiger Geringschätzung.

„Wer sind Sie?"

„Miß Margarete Foster."

„Ich verstehe. Darf ich fragen, Miß Foster, warum Sie über meine Anwesenheit in dem Haus meiner Schwester Neugierde bekunden?"

„Das wissen Sie sehr wohl, Mr. Ludlow, und ich brauche daher wohl nicht deutlicher zu werden. Wäre es nicht besser, Sie gingen fort?"

„Auf Ihren Befehl?"

„Nein, auf meinen Rat."

„Ich bedaure, daß ich in dieser Angelegenheit dem Rate einer vollkommen Fremden nicht die Beachtung schenken kann, die Sie anscheinend erwarten."

„Sie weigern sich also, zu gehen?"

„Auf das entschiedenste. Es ist an mir, Ihnen Befehle zu erteilen und nicht umgekehrt."

„So? Aber hier kommt jemand, dessen Befehle Sie vielleicht Beachtung schenken werden."

Die Treppe herab kam Mr. Rodway, sehr zum Verdruß Ludlows und seines Gefährten. Sidney Foster geleitete ihn. Rodway sprach zuerst Ludlows Begleiter an, mit einer Offenheit, die keinen Zweifel an seiner Meinung über den besagten Gentleman ließ.

„Swire, Sie gemeiner Halunke, Sie haben die Unverschämtheit, sich hier zu zeigen?"

Hinter Rodway waren einige Arbeiter erschienen. Er wendete sich diesen zu.

„Nehmen Sie den Kerl beim Kragen, führen Sie ihn durch den Park und schmeißen Sie ihn zum Tor hinaus. Wenn er Widerstand leistet, übergeben Sie ihn einem Schutzmann. Sagen Sie, daß es in meinem Auftrage geschieht. Die Gründe werde ich der Polizei selbst erläutern."

Obgleich offensichtlich bestürzt, versuchte Sam Swire doch Einwendungen zu erheben.

„Ich habe nichts getan. Es soll nur jemand Hand an mich legen!"

Der stürmische Mr. Rodway legte zwei Hände an ihn, schleifte ihn zur Tür und warf ihn die Treppe hinab mit einer Geschwindigkeit, die sowohl für die Kleider, wie die Würde und das Wohlbefinden des derart Beförderten von Schaden hätte sein können. Als Rodway in die Halle zurückkehrte, zeigte er Geneigtheit, mit Ludlow gleichermaßen zu verfahren.

„Was tust du hier? Sei so gut und folge deinem sauberen Freund, sonst —"

„Keine Drohungen, bitte", warf Ludlow rasch ein. „Wie kommst du dazu, mich aus dem Haus meiner Schwester weisen zu wollen?"

„Es ist nicht das Haus deiner Schwester, sondern das meines Freundes, und ich bin ermächtigt, in seiner Abwesenheit Hausherrenrechte auszuüben. Foster, dieser Mensch hier ist der Theodor Ludlow, von dessen Benehmen zu seiner Mutter und Schwester ich Ihnen bereits erzählt habe. Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mit ihm verfahre, wie ihm gebührt."

„Wollen Sie mich nicht mithelfen lassen, Rodway?"

Ludlow wandte sich an den letzten Sprecher, anscheinend in der Hoffnung, bei ihm mehr Verständnis finden zu können als bei Rodway.

„Sie sind Foster, wie ich höre. Wissen Sie auch, wer der Mann ist, dessen Sie sich annehmen wollen und dem das Haus hier gehört?"

„Ich weiß es, und ich rate Ihnen, in meiner Gegenwart nichts Nachteiliges über Smithers zu sagen."

„Smithers? Er heißt ebensowenig Smithers wie Sie oder ich. Er ist ein Verbrecher."

Mr. Ludlow fand sich auf der Außenseite der Eingangstür stehend, bevor er recht wußte, wie ihm geschah. Sidney Foster, der dies bewirkt hatte, stand noch neben ihm, mit der Hand am Kragen des anderen, und betrachtete ihn mit finsteren Blicken.

„Noch ein Wort gegen Mr. Smithers, und ich prügele Sie windelweich."

„Wirf ihn lieber in den See", rief seine Schwester von innen. „Vielleicht reinigt das seine Zunge."

Mr. Ludlow wendete sich zum Gehen und schritt von dannen in einer Haltung, die nicht allzu viel mehr von seinem gewohnten Selbstbewußtsein hatte. Danach blieb noch Mr. Chaffing, an den Rodway eine Frage richtete:

„Darf ich fragen, wer Sie sind?"

Mr. Chaffing lächelte freundlich, „Foster kennt mich sehr gut."

„Höchstens vom Sehen."

„Mehr als das, Mr. Foster. Außerdem darf ich mich einen Freund von Mr. Smithers nennen."

„Kaum; soviel ich weiß, sind Sie einmal mit ihm von London hierhergefahren."

„Aus einer Reisebekanntschaft kann jedoch Freundschaft werden."

„Nicht in Ihrem Falle. Außerdem ist Mr. Smithers nicht zu Hause."

„Ich verstehe den Wink, Mr. Foster — guten Tag, mein Fräulein, guten Tag, meine Herren."

Als er gegangen war, sagte Miß Foster zu Rodway:

„Erste Runde: klarer Punktsieg zu unseren Gunsten."

„Ja", erwiderte Rodway kopfschüttelnd, „leider ist es jedoch die letzte Runde, die zählt, und ich bin durchaus nicht sicher, ob sich bis dahin das Blatt nicht wenden wird."

*

„Es tut einem gut, wieder in der Heimat zu sein", sagte Netta zu ihrem Mann, als sie in Dover das Boot verließen. „Abgesehen vom Wetter natürlich."

Es war eine kalte Überfahrt gewesen; ein schneidender Nordostwind drang den aus dem Sonnendasein Italiens Zurückgekehrten bis ans Mark. Die Landung war in der Halbdämmerung des englischen Winternachmittags vonstatten gegangen. Einen freudloseren Empfang hätten die beiden kaum finden können.

Während sie gen London fuhren, kauerte Netta sich schweigend in eine Ecke. Er beobachtete sie über den Rand seiner Zeitung hinweg.

„Warum so ernst, Schatz?" fragte er.

„Ich weiß es selbst nicht." Ein Seufzer begleitete diese Worte. „Vielleicht ist es eine Art Katzenjammer nach den schönen Tagen, die wir erlebt haben. Ein herrlicher Traum ist zu Ende, wie wird der nächste sein?"

„Warum sollte er weniger schön sein?"

„Weil ich zu glücklich war. Einem Menschen ist ein solches Glück nicht zweimal beschieden."

„Und das ist gut so. Ewig Sonnenschein wirkt eintönig, es muß auch Schatten geben."

„Das weiß ich, aber augenblicklich macht mich der Gedanke daran traurig."

„Unsinn! Ein großes Haus erwartet seine Herrin. Wenn du es siehst, wirst du finden, daß es sich im eigenen Heim noch schöner träumt als in der Fremde."

In London angekommen, nahmen sie das Diner ein. Dann entführte sie ein Extrazug nach Birchester. Es war nahe an Mitternacht, als sie diesem entstiegen. Im Auto rollten sie sodann über die leichtgefrorene Straße Dene-Park zu. Plötzlich schlug eine Uhr die zwölfste Stunde.

„Zwölf Uhr! Der Christtag ist angebrochen! Fröhliche Weihnachten, Bob! Die ersten, die dir deine Frau wünscht."

Sie schmiegte sich eng an ihn. Er schlang seinen Arm um sie und küßte sie.

„Fröhliche Weihnachten, Liebling! Auf das noch viele andere folgen werden!"

Das Auto bog in das Parktor und bog in die lange Buchenallee ein. Bei einer leichten Krümmung der Straße wurde das Herrenhaus, weiß im Mondlicht schimmernd, sichtbar.

„Bob! Ist das das Haus? Unser Haus? Es sieht wie ein Feenpalast aus!"

„Ich sagte es dir ja; nichts Geringeres wäre meiner Märchenprinzessin würdig."

Als der Chauffeur einige Minuten später die Bremsen anzog, wurde der Wagen von einer Menschenschar umringt. Der Schlag wurde aufgerissen, und Netta lag in den Armen ihrer Mutter. Margarete Foster hielt eine ihrer Hände, Rodway die zweite, und Sidney Foster die beiden ihres Mannes. Die Luft war von Willkommenrufen erfüllt.

Miß Foster war die erste, die Worte fand.

„Da bist du ja, Schatz. Er hat dich also doch lebend zurückgebracht. Wir hatten es kaum erwartet."

Als nächste wurde die Stimme ihres Bruders hörbar, der laut und herzlich den jungen Ehemann ansprach.

„Ich weiß nicht, ob es das Licht macht, aber Sie sehen braun aus wie ein Zigeuner."

„Wie haben Sie sonst nach drei Monaten in Italien von mir erwartet?"

„Na, wenn Männer auf die Hochzeitsreise gehen, weiß man nie, wie sie aussehen, wenn sie zurückkommen."

Netta wendete sich ein wenig beleidigt an den Jüngling.

„Danke, Mr. Foster, ich werde Sie an diese Worte erinnern, wenn Sie selbst auf die Hochzeitsreise gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr Stationsvorstand.

Skizze von Hans Auer.

Es war ein ganz kleiner Bahnhof, den er leitete. Eigentlich paßte nicht einmal der Titel „Station", es war mehr eine Haltestelle der Lokalbahn, eine halbe Stunde Bahnfahrt von einer mittelgroßen Stadt entfernt, deren abendliche Beleuchtung oft den Himmel in der Ferne sanft rötete.

Der kleine Bahnhof stand mitten im Wald; im Herbst liefen die Fasanen und Hasen über die blanken Schienen, die den weiten Forst und die Heide durchschnitten. Man hatte den Bahnhof in diese Idylle gesetzt, um den Leuten zweier Orte Gelegenheit zu geben, nach einer längeren Fußwanderung die Bahn zur Stadt zu benutzen. Sie zogen es aber vor, mit dem Autobus zu fahren, da brauchten sie bloß ein paar Schritte vor ihr Haus auf die Straße zu gehen. So träumte der kleine Bahnhof dornröschenhaft dahin, die Züge hielten flüchtig, selten stieg jemand aus, und Güterverkehr gab es nicht.

Jedes Zügle aber empfing in strammer Haltung der Herr Stationsvorstand, der bloß einen brummigen, ewig schläfrigen Weichenwärter zur Seite hatte. Er war seltsam anzusehen, der Herr Stationsvorstand; ja manche dummen Menschen lachten sogar, wenn sie ihn von den Fenstern des Zuges erblickten. Lang und dürr wuchs er aus dem Bahnsteig, und ein glattrasiertes Gesicht hatte er mit vielen Kerben. Aber wenn er ging, so war es, als ob er noch einen Säbel trüge und Sporen, und die rote Kappe saß schneidig schief auf dem haarlosen Kopf, wie bei einem alten Reiteroffizier, der er auch gewesen war.

Weiß der liebe Himmel, wie ihn das Leben hierher verschlagen hatte! Er war sicher sehr einsam, und ich kann auch nicht sagen, ob sein Leben einen anderen Inhalt hatte, als den, vor den Zügen stramm zu stehen.

Aber das Leben dieses einsamen, alten Mannes auf dem Waldbahnhof bekam plötzlich einen anderen Inhalt . . .

Als der junge Mann das zweitemal auf dem Bahnsteig auf und ab schritt und ungeduldig die Ankunft des Nachmittagszuges aus der Stadt erwartete, fiel es dem Alten auf. Dem Zug entstieg — als einziger Fahrgast — ebenfalls mit großer Ungeduld ein junges Mädchen, und die Art, in der sich die beiden in stummer Freude begrüßten, ließ den Beobachter erkennen, daß sie sich liebten.

Abends, mit dem letzten Zug fuhr sie zurück. Da gingen die zwei vorher lange Hand in Hand auf dem dunklen Bahnsteig auf und nieder, und als das erste Kling-Klong das baldige Eintreffen des Zuges kündete, küßten sie sich das erstemal. Und das letztemal, bevor sie ihren zarten Fuß auf das Trittbrett des Wagens setzte. Dann rollte der Zug ab, der junge Mann blieb neben dem Gleis stehen und sah dem roten Schlußlicht nach, bis es sich als Pünktchen verlor und das Schweigen des Waldes ihn und den kleinen Bahnhof wieder umhüllte. Wenn dann der junge Mann fröstelnd und schnell den Bahnhof verließ und den dunklen Weg durch den Wald heimzu einschlug, löschte der Stationsvorstand sorgsam die Lichter seiner Station.

Montag und Donnerstag war es: An diesen Tagen trafen sie einander auf dem Bahnhof. Da stand dann der Stationsvorstand noch strammer als sonst, und wenn die Mädchengestalt dem grauen Wagen entflog und sich die beiden so innig die Hand drückten, ging der alte Herr mit ganz bedächtigen Schritten in seine stille Kanzlei, so behutsam, als hätte er dem Glück freie Fahrt gewiesen.

Und oft, wenn der letzte Abendzug eingelaufen war, der sie wieder der Stadt zurückbrachte, wartete er länger als sonst, und der Lokomotivführer wurde schon etwas ungeduldig, bis sich die Abfahrtsscheibe aus dem Dunkel des Bahnsteiges hob. Es stieg ja niemand aus noch ein, in diesem verlassenen, zwecklosen Bahnhof.

Aber nun, da sich die Liebenden stets auf seinen Gleisen trafen, hatte er plötzlich Zweck und Sinn bekommen, und des Herrn Stationsvorstandes Leben war jäh erfüllt von einer märchenhaften Verantwortung. Ja, der brummige dösige Weichensteller wunderte sich nicht wenig, als ihm sein Vorgesetzter einmal auftrug, Blumen in die verrosteten Töpfe am Bahnsteig zu setzen.

Wenn der Vorstand die beiden sah, nickte er freundlich. Und sie nickten glücklich zurück. Wie er sich immer freute auf diese Montage und Donnerstage! Und er machte ein ebenso besorgtes Gesicht, der Herr Stationsvorstand, wenn er, wartend wie der Geliebte, auf die Uhr blickte und feststellte, daß der Zug schon vor einer Minute hätte hier sein sollen.

Er dachte nicht näher über die beiden nach. Er sah bloß, daß sie glücklich waren, wenn sie umschlungen nach ihrer Ankunft in den grünen Forst gingen. Da gewann diese kleine Station, die man schon lange auflassen wollte, plötzlich eine ungeheure Bedeutung für ihn. Er wußte es: Ein Glück reifte hier zu Ende. Der Herr Stationsvorstand kam sich für dieses Glück verantwortlich vor, als höhere Instanz, die es zu leiten hatte, — so wie man eine Weiche stellt.

Einmal, da konnte er lange nicht einschlafen. Da war sie nicht gekommen, und er sah den jungen Mann lange neben den sonnenglänzenden Geleisen wandern, bis zum letzten Zug, mit dem sie auch nicht kam. Da wäre er gern zu ihm gegangen, hätte ihm vielleicht von seinem eigenen, argen Leben erzählt, und daß man oft einen Zug versäumt, und man kann gar nichts dafür . . .

Aber am nächsten Donnerstag, da kam sie wieder, und ihre Begrüßung erhellte seinen Bahnhof wie ein Lerchenjubel.

Der brummige Weichensteller, der schon lange in die Stadt versetzt werden wollte, weil dort die Gaststätten leichter erreichbar waren, wunderte sich über seinen Stationsvorsteher. Der lächelte oft so still und fein. Und ging doch zu keiner Kartenpartie, trank keinen Wein und war ein Mensch ohne Geselligkeit.

Einmal aber, nach Monaten schon, und es war weder Montag noch Donnerstag, da kamen die beiden Jungen aus dem Wald geschritten, im Abenddämmer war es, und das Mädchen trug einen Strauß Rosen am Arm, es schmiegte sich ganz eng an ihn, sie sprachen nichts und hielten sich an den Händen. Den einen rechten Finger umschlang ein glatter Ring. Und der alte Herr Stationsvorstand wußte, daß nahe dem Ort, in dem der junge Mann wohnte, eine Kirche mitten in der Heide lag.

Und als die beiden in den letzten Abendzug einstiegen, der zur Stadt führte, da zitterte die Hand, die den Signalstab hob. Dann aber stand er ganz, ganz stramm und jung, der alte Herr Stationsvorstand, reckte sich hoch auf neben den Geleisen seiner armen, kleinen Station, — hob den Signalstab ganz feierlich und groß zur Abfahrt, als hätte er einem Glück die letzte, sichere Weisung aus seinem kleinen Bahnhof für ein ganzes Leben zu geben.

*

Diese Geschichte habe ich auf dem rohen wackeligen Tisch eines Wartesaales geschrieben. Des leeren, ewig leeren Wartesaales der kleinen Station im Wald. Und dann ergriff ich die liebe Hand meiner Frau, und bevor wir den letzten Wagen des letzten Abendzuges bestiegen, umarmten wir beiden uns — so wie einst jeden Montag und Donnerstag.

Wir waren einmal hinausgefahren, um den alten Herrn Stationsvorstand wieder zu sehen. Und ihm vielleicht zu danken, daß er unser Züglein so schön geleitet hatte.

Man hatte uns aber die Auskunft gegeben, er sei schon lange in den Ruhestand gegangen. Und an seiner Stelle ließ ein junger, forscher Herr unseren Zug ab, schnell und prompt, mit einer kleinen Nebengeste, wie unwesentlich doch eigentlich diese dumme, verschlossene Station sei, in der nichts los ist und die er bloß als Auftakt seiner Karriere nimmt.

Doch für unseren alten, lieben Stationsvorstand war sie das Ende gewesen, und ich glaube, ein schönes Ende, weil er mit seinem Signalstab einem Glück den Weg gewiesen hatte.

Die Wette.

Heitere Skizze von **Margarete Koch.**

Die junge Lehrerin Erika Thomßen stand am Hamburger Hafen und sah zu, wie sich der Riesenleib des heimkehrenden Südamerika-Dampfers, einem gefesselten Koloß gleich, immer dichter an die Kaimauer heranschob. An Bord spielte die Kapelle frohe Weisen, Menschen drängten sich lachend und winkend auf den Decks, und der Landungsplatz bot ein Bild glücklichster und freudevollster Bewegtheit.

Erika Thomßen kam sich plötzlich sehr verlassen vor — ja, fast unglücklich. Sie war eigentlich ganz unbewußt in den Strom der aufgeregt hin- und herlaufenden Menschen geraten — sie hatte sich willenlos treiben lassen, während ihre Gedanken wie graue, friedlose Vögel über verlorenen Wegen schwebten. Ihre Seele nahm nicht teil an dem, was ihre Augen sahen.

Und während so das Getriebe der großen Hafenstadt rauschend sie umbrandete, ging Erikas Sehnsucht den immer gleichen Pfad zurück zu der stillen, kleinen Halliginsel, von der sie vor wenigen Stunden erst gekommen war. Zwei Jahre hatte sie in wunschloser Abgeschiedenheit und beglückender Arbeit dort als Lehrerin gewirkt. Und nun war sie abgebaut worden, sie mußte einem Kollegen, der Weib und Kind zu versorgen hatte, den Platz räumen. Gewiß, das war nur alles richtig und in der Ordnung; sie stand auch nicht mittellos da und würde sich eine Weile durchschlagen können, bis sie eine Stelle als Privat- oder Hauslehrerin gefunden hatte. Aber die Hallig war ihre Heimat geworden, und mit den Menschen dort verlor sie liebe Freunde. Sie kam sich wie entwurzelt vor, und sie ängstigte sich vor der unbekannten Zukunft . . .

Erika Thomßen merkte gar nicht, daß sie wie eine kleine Welle mit dem wogenden Menschenstrom immer näher an den nun schon ausgelegten Landungssteg herangedrängt worden war. Sie stand ganz vorn an der großen, breiten Brücke, die hier die Heimat mit der großen, fernen Fremde, aus der das Schiff kam, verband.

Plötzlich fühlte sie sich von starken Armen umfaßt, — sie verlor ein wenig den Boden unter den Füßen, Menschen lachten ringsum, und dann war eine dunkle, frohbewegte Stimme da: „Das erste deutsche Mädchen, das mir in der Heimat begegnet, bekommt einen Kuß!"

Und ehe Erika Thomßen noch ihre Hände zur Abwehr erheben konnte, ehe sie überhaupt das alles begriffen hatte, fühlte sie schon einen heißen Kuß auf ihren Lippen brennen.

Schreck, Empörung und Scham durchzuckten sie. Davonlaufen! war ihr erster Gedanke.

Doch bevor sie ihn in die Tat umzusetzen vermochte, schob sich energisch und kühn ein Arm in den ihren. Verwirrt und zornig schaute sie auf.

Zwei blaue Augen strahlten sie an, und dieselbe Stimme wie vorhin sagte: Nicht bös' sein! Es war nur — eine Wette und — die Freude."

Erika Thomßen mußte lachen. In diesem Männerangesicht war so viel sonnenwarmes Leuchten und so viel mit Übermut gepaarte Offenheit, daß sie nicht mehr zürnen konnte. Sonderbar — und nun war es, als hätte eine große, starke Woge sie ergriffen, die sie sicher und sorgend durch die wühlende Menschenmenge davontrug.

Erst an der Treppe des riesigen Hafenrestaurants standen sie sich gegenüber. Zwei Augenpaare hielten heimliche Musterung — von Herz zu Herz spannen sich Fäden . . .

Stark, gesund und gut sieht er aus", dachte Erika Thomßen.

„Blond, deutsch und lieb ist sie", stellte in stiller Freude der Heimkehrer fest. Laut aber sagte er: „Wir müssen eine Flasche Wein zusammen trinken. Ich heiße Waldemar Altenburg und bin gekommen, um eine deutsche Hausfrau für meine Farm in Argentinien zu suchen. Ich bin mit meinen Freunden drüben eine Wette eingegangen: Ich würde das erste Mädel, das mir auf deutschem Boden entgegentritt, küssen. Aber", fügte er leiser hinzu, „es war eine Vermessenheit. Ich ahnte nicht, daß das erste deutsche Mädel so ausschauen würde wie — Sie . . . Verzeihen Sie mir, liebes Fräulein —?"

„Erika Thomßen heiße ich. Ich war Lehrerin auf Hallighooge bis — gestern. Ich fühlte mich gerade sehr überflüssig auf der Welt", sie lächelte, „da kamen Sie, und ich durfte Ihnen das erste Stück Heimat sein . . ."

Sie saßen sich gegenüber. Wein vom deutschen Rhein goldete in hohen Gläsern.

„Und wenn Ihre Wette anders ausgelaufen wäre?" fragte Erika Thomßen sinnend, nachdem sie die so verschiedenartigen Wege ihres Lebens einander gezeigt hatten. „Eine Wette kann ein gefährliches Spiel sein . . ."

„Sie haben recht, ein Spiel mit dem Schicksal —" Werner Altenburg hob ihr sein Glas entgegen. „Was telegraphiere ich nun meinen Freunden drüben?"

Kling, klang, sangen die Gläser, kling, klang . . . über ihren Rand hinweg trafen sich zwei Augenpaare. Fragen brannten darin und Hoffnungen — Fernensehnsucht und Heimkehrglück.

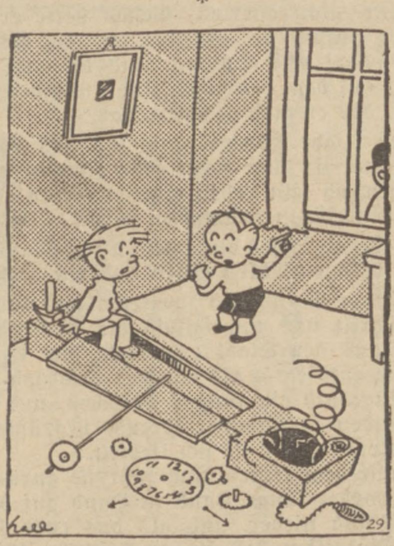
Erika Thomßen lächelte schelmisch: „Wette gewonnen!"
Und eine dunkle, warme Stimme antwortete bewegt: „Herz verloren!"


Lustige Ecke


Der Sammler.

Es klopfte an der Tür. Dem Klopfer ward aufgetan.
„Sie wünschen?"
„Ich sammle für das Trinkerasyl."
Die Hausfrau nickt freundlich. „Kommen Sie heute abend wieder."
„Bekomme ich da etwas mit?"
„Ja. Meinen Mann."

*



„Sieh mal zu, daß du das gleich wieder in Ordnung bekommst, Vater ist schon draußen auf der Straße!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.